

LINDSEY
DAVIS



MORD IN
LONDINIUM

Ein Fall für
Marcus Didius Falco



»Überhaupt keins.« Petro hatte sämtliches Interesse verloren. Anscheinend.

»Außerhalb unserer Zuständigkeit«, sagte ich mitfühlend. Petro vermisste Rom.

Er warf mir ein bitteres, ziemlich zweideutiges Lächeln zu. Er vermisste sogar seine Arbeit, wie es schien. Vielleicht quälte ihn sein Gewissen. Ich hatte ihm immer noch nicht entlocken können, wie er es geschafft hatte, sich zwei Monate Urlaub zu nehmen. Ich wusste, dass er sich zwischen zwei Posten befand, aber mit seiner Bitte um Versetzung vom Aventin musste er sich sämtliches Wohlwollen seines alten Vigilestribuns verscherzt haben. Der neue würde Petro vermutlich so schnell wie möglich in seinem Wachlokal haben wollen.

»Jede Schenke ist ein guter Hafen für Lucius Petronius!«, meinte meine Schwester bissig. Sie hatten sich gestritten, seit Petro uns erreicht und ihr ihre Kinder gebracht hatte. Er hatte ihr einen Gefallen getan – was Maia überhaupt nicht so sah.

»Gute Idee«, schnauzte Petro zurück, sprang auf und schlenderte zur Tür. Früher wäre ich hinter im hergelaufen, aber ich war inzwischen ein guter Ehemann und Vater. (Na ja, in der Öffentlichkeit gelang es mir meist, mich wie ein solcher zu gebärden.) Helena sog besorgt an ihren Zähnen. Maia warf Petro einen überlegenen Blick nach. Aus Zufall oder absichtlich knallte er hinter sich die Tür zu.

Der Prokurator und seine Frau bemühten sich, nicht zu zeigen, wie überdrüssig sie der Streitereien zwischen ihren Gästen waren.

Ich schloss die Augen und tat, als würde ich einnicken. Keiner fiel darauf herein.

V



»Bisher war ich der Meinung«, beschwerte sich Helena später bei mir, als wir allein waren, »dass Lucius Petronius und Maia beide zu entscheiden versuchten, was sie wollen. Leider scheinen sie das inzwischen zu wissen – und sie wollen einander nicht.«

Meine Schwester und mein Freund hatten beide eine tragische Vergangenheit. Petro, der einst anscheinend solide, häuslich und nett zu Katzen gewesen war, hatte sich in eine haarsträubende Affäre gestürzt. Er war schon vorher fremdgegangen, aber bei dieser handelte es sich um die Frau eines Kriminellen, was eine Katastrophe war. Selbst sein Tribun reagierte empfindlich darauf, und Petros Frau ließ sich von ihm scheiden. Silvia nahm ihre gemeinsamen Töchter mit nach Ostia, wo sie jetzt mit einem mickrigen Salatverkäufer zusammenlebte; sie demütigte Petronius, wo sie nur konnte.

Maia, die ein ebenso geregeltes Leben geführt hatte, war plötzlich Witwe geworden. So was wird oft begrüßt, aber selbst die Penner und Nichtsnutze, die meine Schwestern heirateten, wurden selten in tripolitanischen Arenen von Löwen gefressen, nachdem sie wegen Blasphemie zum Tode verurteilt worden waren. Wenige Familien auf dem Aventin konnten mit so etwas angeben, und wir versuchten, um Maias Kinder willen, Stillschweigen über die Entehrung zu bewahren. Darüber lügen zu müssen trug zweifellos zu ihrem Gefühl der Vereinsamung bei. Sie hatte auch andere Fehler begangen. Schlimme Fehler. Zum einen hatte sie sich mit Anacrites, dem Oberspion, zum Narren gemacht. Das war eine Situation, über die wir überhaupt nicht sprechen konnten.

»Ich dachte, sie brauchten bloß Zeit«, seufzte Helena.

»Oh, man könnte sie auch jetzt noch zusammentreiben – aber man brauchte einen langen Stock dazu.« Petronius Longus war ein großer, kräftiger Kerl, und meine Schwester konnte explosiv sein.

»Besser, wir mischen uns nicht ein, Marcus.«

»Du hast Recht.«

Wenn das Schlechte an der Unterbringung in einer offiziellen Residenz das ständige, oberflächliche Geplauder war, dann war das Gute daran die Gelegenheiten, zu denen Helena und ich uns wegschleichen konnten und *total* allein waren. Nux, meine Hündin, kratzte zwar gerade draußen an der Tür, aber wir konnten so tun, als hörten wir sie nicht.

Unsere beiden kleinen Töchter waren zusammen mit Maias Kindern in der sicheren Obhut von Aelia Camillas Kindermädchen. Selbst unser eigenes nutzloses Kindermädchen war eingespannt worden; ich träumte davon, dass sie bei unserer Abreise hier bleiben würde.

»Das gefällt mir«, sagte ich und streckte mich faul aus. »Was wir brauchen, ist ein Haus mit so vielen Zimmern, dass niemand uns finden kann, und Kohorten gehorsamer Dienstboten, unterwiesen darin, sich geräuschlos zu bewegen und alle zermatschten Essensspuren der Kinder mit tolerantem Lächeln zu beseitigen.«

»Die haben hier einen griechischen Verwalter, der die Tibia spielen kann.«

»Die Doppelflöte! Wir könnten uns so einen besorgen. Wir bräuchten kein neues Kindermädchen, wenn der mit seinem Gedudel die Kinder einschläfert.«

»Dieser hier hat dich gestern Abend jedenfalls ganz schön eingelullt!«, spottete Helena.

»Er spielt miserabel. Außerdem muss ich zugeben, dass ich mit Petro vor dem Essen ein bisschen zu viel getrunken hatte. Ich hab versucht, ihn aufzumuntern.«

»Hat wohl nicht geklappt, Marcus.«

»Lucius Petronius ist kein glücklicher Junge.«

»Sollte er aber sein! Er gerät auf die schiefe Bahn, oder? Das macht er absichtlich«, sagte Helena schneidend. »Und er sollte es verdammt nochmal genießen.«

»Mir hat die schiefe Bahn damals Spaß gemacht. Ich weiß nicht, warum er so unfähig ist ...«

»Hat noch nicht die richtige Seiltänzerin gefunden.«

Helena spielte auf eine alte Freundin von mir an. Sie hatte die Frau zwar nie kennen gelernt, aber sie ließ mich nie vergessen, dass sie von meiner bewegten Vergangenheit wusste.

Um mich zu rächen, schloss ich die Augen mit einem Lächeln, das glückselige Erinnerungen andeuten sollte. Was natürlich ein Fehler war. Meine Gedanken wanderten tatsächlich in die falsche Richtung. Helena wusste das. Sie schlug mich mit einem Kissen, genau auf die Stelle, wo mein Magen das unbefriedigende britannische Mittagessen verdaute.

Petronius hatte jetzt in der Tat aufgehört, eine gesellschaftliche Peinlichkeit zu sein. Er war total verschwunden, hatte mir eine grob verfasste Nachricht hinterlassen, dass er sich verpissen würde. Er teilte nicht mit, ob er die Provinz verlassen würde oder wo ich ihn erreichen könnte. Ich erkundigte mich diskret bei den Dienstboten des Prokurators: Petro war beim Verlassen der Residenz des Statthalters gesehen worden, in einer *sehr* dreckigen Tunika, wie mir mein pingeliger Sklaveninformant mitteilte. (Also war er wenigstens nicht darauf aus, irgendeine Frau mit karottenrotem Haar zu vögeln, die er vor zehn Jahren zum Reifen zurückgelassen hatte.) Ich fand seine sämtlichen Sachen, noch in seinem Gepäck, unter dem Bett des Gästezimmers, in dem er untergebracht worden war. Wenn sich Petro auf die schiefe Bahn begab, dann in dem dazu passenden schäbigen Stil.

Ich unterdrückte meinen Neid.

In Rom hätte ich angenommen, dass er für die Vigiles eine Überwachung durchführte, und mir nichts dabei gedacht. Hier, einen Kontinent entfernt von seinem offiziellen Revier, konnte diese Erklärung nicht zutreffen. Dass er einfach verschwand, ohne sich vorher mit

mir abzusprechen, beunruhigte mich; ich fragte mich, ob er vielleicht noch unglücklicher war, als ich angenommen hatte.

Maia war weniger mitfühlend. »Jetzt weißt du, wie sich Helena fühlt, wenn du einfach wegbleibst, ohne ihr den Grund zu nennen«, wies sie mich zurecht. »Na ja, er ist ein Mann. Er ist gedankenlos und selbstüchtig. Mehr kann man nicht erwarten.« Sie hatte ihm den Laufpass gegeben, also war es ihr vermutlich egal, aber ihre Kinder mochten ihn seit ihrer langen gemeinsamen Reise quer durch Europa sehr gern; sie bestürmten ihre Mutter, wollten wissen, wo er war. Maia hatte keine Antwort – eine Situation, die ihr noch nie behagt hatte.

»Soll ich heute Abend für ihn mit decken?«, fragte Aelia Camilla, eher besorgt und verwirrt als verärgert. Sie war eine liebenswürdige Frau.

»Nein«, schnaubte Maia. »Und decken Sie nicht mal für ihn mit, wenn er plötzlich wieder auftaucht!«

Petronius tauchte nicht wieder auf.

VI



Von Petronius allein gelassen, begab ich mich am Nachmittag an die Arbeit. Die Bitte, den Verovolcus-Fall aufzuklären, würde mich länger in Londinium festhalten, als ich geplant hatte, aber ich konnte sie dem Prokurator und dem Statthalter nicht abschlagen.

Der Statthalter fand es amüsant, mir das aufzuhalsen. Sextus Julius Frontinus war in den Vierzigern, ein pflichtbewusster Exkonsul, den ich vor zwei Jahren in Rom kennen gelernt hatte. Wir hatten bei den Ermittlungen zu einer Reihe grausamer Frauenmorde zusammengearbeitet. Die meisten Konsuln sind miese Kerle; er schien anders zu sein und hatte mir gefallen. Frontinus besaß alle Voraussetzungen für einen altmodischen Römer von Einfluss: Er war soldatisch, kultiviert, fasziniert von jeder Art administrativem Problem, anständig und absolut aufrichtig. Er hatte mich namentlich als Problemloser angefordert, um die Rechnungsprüfung für Togidubnus' Palast durchzuführen. Mein dortiger Erfolg machte mich noch beliebter.

»Wenn irgendjemand rausfinden kann, was mit dem Kumpel des Königs passiert ist, dann sind Sie das, Falco.«

»Süße Worte!« Ich behandle Männer von Rang nie mit falschem Respekt. Wenn er mein Verhalten zu barsch fand, hatte er eben Pech gehabt. Frontinus wusste, dass ich gute Arbeit leisten würde; ich hatte eine ganz gute Vorstellung, worum es bei dem Verbrechen ging, und äußerte die offen: »Ich schätze, dass sich Verovolcus nach Londinium verdrückt hat, in der Hoffnung, unbemerkt zu bleiben. Er wollte nicht aus Britannien weg. Dann hat er sich mit irgendwelchen Einheimischen in der Schenke angelegt. Der Hitzkopf hat sich aufgespielt. Sie wurden sauer. Jemand hat ihn mit dem Arsch nach oben in das mit Fassdauben ausgekleidete Wasserloch gestopft. Während er am Gurgeln war – oder bevor sie ihn reinstopften –, haben sie ihm den Torques runtergezerrt. Dann sind sie abgehauen. Jeder Offizier Ihres Stabes mit etwas Ortskenntnis sollte die Diebe aufspüren können. Sobald man den Torques findet, ist ihre Schuld bewiesen.«

»Nette Theorie«, gab der Statthalter unbewegt zurück. »Ich kann sie akzeptieren. Jetzt beweisen Sie sie, Falco, bevor Togidubnus von der Tragödie erfährt und mit fliegenden Fahnen hier angesprescht kommt.«

Er war sehr prosaisch. Man hatte ihn wohl für Britannien ausgewählt, weil der Kaiser ihn